Prof. Gerd Lünenbürger

9.8.1958 – 27.10.2010

Am Mittwoch, dem 27.10., verstarb mittags um 13 Uhr in Bern im Kreis einiger seiner engsten Freunde Gerd Lünenbürger, schwer gezeichnet von seiner rapide fortschreitenden unheilbaren Krankheit ALS (Amyotrophe Lateralsklerose).

Nach seinem Blockflötenstudium in Nürnberg, Wien und Amsterdam begann er seine Lehrtätigkeit in Bremen, Bern und Biel und wirkte seit 1991 als Professor an der UDK Berlin sowie als Dozent bei zahlreichen internationalen Meisterkursen.

Gerd war ein überaus beliebter Lehrer und Kollege, ein wundervoller, feinsinniger Mensch mit subtilem Sinn für Humor, größtem Einfühlungsvermögen und Einsatz besonders auch für Benachteiligte und Schwächere, ein überaus wacher Geist und Meister der perfekt ausbalancierten Formulierung in Wort und Musik.

Seine besondere Liebe galt dem Renaissanceblockflötenconsort und der Neuen Musik.

Ein Schwerpunkt seiner pädagogischen und künstlerischen Arbeit war die Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Blockflötenrepertoire. Er pflegte lebhaften Austausch mit vielen KomponistInnen, spielte zahlreiche Uraufführungen und leitete regelmäßig Kurse zur Aufführungspraxis neuer Blockflötenmusik in Europa und den USA.

In Zusammenarbeit mit befreundeten Musikern, Schauspielern und bildenden Künstlern realisierte er eigene musikalische bzw. genreübergreifende Projekte. 2005 erschien seine Einspielung von Solowerken von Scelsi, Lehmann, Lasagna, Yun, Arteaga und Lavista bei der Edition Zeitklang.

Ein großer aktiver Freundeskreis ermöglichte ihm bis zuletzt private Pflege im eigenen Umfeld.

Er lebte sein Leben uneitel und ohne Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum.

Sein Tod war selbstbestimmt (in seinem Auftrag auch der Verweis auf *ex-international* als politisches Signal), sein Geist vollkommen klar, gefangen in einem zunehmend gelähmten Körper, der zuletzt seiner polyglotten Zunge die Artikulation versagte, nicht aber das Lachen.

Christoph Huntgeburth

Die Trauerfeier fand am 27. November in der Elisabeth-Kirche Berlin-Mitte statt.

Moments littéraires

Serie von Ulrich Scheinhammer-Schmid

Eine Flöte tönt ins Ungewisse – Musik widerspiegelt den Schrecken der Politik

Drei Worte haben dem Dichter Werner Bergengruen (1892–1964) den Weg zur heutigen Literaturnachwelt weitgehend versperrt: Den Titel seines Gedichtbands *Die heile Welt* (1950) und das gleichnamige Gedicht nahm der große Theodor W. Adorno zum Anlass einer wortgewaltigen Schelte, die freilich – genau genommen – nicht einmal dem Dichter selbst galt.[1] Der Pädagoge und Philosoph Otto Friedrich Bollnow (1903–1991) hatte nämlich in seiner Abhandlung *Neue Geborgenheit* (1955) die beiden Autoren Rainer Maria Rilke (der allerdings schon 1926, lange vor der Machtübernahme durch die Nazis, gestorben war) und Werner Bergengruen als Kronzeugen dafür angerufen, *dass sich in der Dichtung, vor allem in der Lyrik der letzten Jahre nach all den Erfahrungen des Schreckens [sprich: der NS-Zeit] ein neues Gefühl der Seinsbejahung abzuzeichnen beginnt.* Und dann zitierte Bollnow das titelgebende Gedicht aus Werner Bergengruens Lyrikband *Die heile Welt* mit den Zeilen: *Was aus Schmerzen kam, war Vorübergang. Und mein Ohr vernahm nichts als Lobgesang.*[2] Bollnows daran schließende Feststellung, dass man Bergengruen gewiss keinen billigen Optimismus nachsagen könne, kommentierte Adorno mit dem ingrimmigen Verdikt, *der Band von Bergengruen sei nur ein paar Jahre jünger als die Zeit, da man Juden, die man nicht gründlich genug vergast hatte, lebend ins Feuer warf, wo sie das Bewusstsein wiederfanden und schrien.*[3]

Und dann wandte sich Adorno gegen den philosophischen Pädagogen (oder den pädagogischen Philosophen) Bollnow und seinen „Jargon der Eigentlichkeit", der im Begriff *Seinsgläubigkeit (der Anklang an die Deutschgläubigkeit ist sicherlich Zufall)* seinen allen Inhalts leeren Ausdruck finde: *Nach Abzug des existenzialen Brimboriums bleibt übrig die Empfehlung religiösen Brauchtums abgelöst vom religiösen Inhalt.* Diese harsche, aber zutreffende Kritik an einer Sprache der Eigentlichkeit, die an Martin Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit* anknüpfte, *[pseudo-]edel und anheimelnd in eins,* ging und geht nun freilich gerade im Fall Werner Bergengruens vollkommen in die Irre, auch wenn sich Adornos Urteil in neueren Literaturgeschichten sogar zum Schlagwort von der *Heile-Welt-Literatur* verfestigt hat.[4]

Für den 1892 in Riga geborenen und in Lübeck bzw. später Marburg erzogenen Werner Bergengruen erübrigte sich der *Versuch […], die gesellschaftlichen Ursachen des Faschismus mit Hilfe sozialanalytischer Kategorien zu untersuchen,* weil er den Faschismus und seine Dimensionen zwölf lange Jahre lang am eigenen Leib und am Schicksal seiner Familie erlebt und erlitten hatte.

Seit 1919 war er nämlich mit der Medizinerin Charlotte Hensel, einer Urenkelin der Komponistin Fanny Hensel (der Schwester Felix Mendelssohn Bartholdys), verheiratet. Das Ehepaar ließ sich nach einigen Jahren eines *bunten Nomadenlebens*[5] 1927 in Berlin-Zehlendorf nieder, wo drei Kinder und zahlreiche Gäste für Leben in den *fünf winzigen Zimmern und einem handtuchgroßen Garten*[6] sorgten.

1933 freilich begannen *die verfluchten zwölf Jahre*. Sie brachten zum einen schwerwiegende Probleme wegen Charlotte Bergengruens jüdischer Abstammung – *außer* [dem Urgroßvater] *Wilhelm Hensel konnte sie keine reinarischen*

Werner Bergengruen: Die Flöte

Weil es Abend wird,
gib mir deine Hand.
Eine Flöte irrt
fern im Weideland.

Da die Herde schon
sich ins Graue zieht,
bläst mit gleichem Ton
noch der Hirt sein Lied.

Hat den Flötenschaft
sich vom Strauch geschnitzt,
als der junge Saft
durch das Holz gespritzt.

Saft, der aufwärts drang
aus dem Wurzelhaus!
Und so spricht der Klang
alle Erde aus.

Durch den Abend weit
aus der Flöte schallt's,
schwer von Süßigkeit
und von Tränensalz.

Keine Lippe hat
unser Los erfragt.
Eine schmale Statt
ward uns zugesagt.

Drängt sich Tier an Tier
und die Wolken wehn –
sprich, wie wollen wir
diese Nacht bestehn?

Und nun schweigt der Hirt
fern im falben Land.
Weil es Abend wird,
gib mir deine Hand.

1937 geschrieben, 1938 in der Reinhold Schneider gewidmeten Sammlung „Die verborgene Frucht" gedruckt. 1937 Ausschluss Bergengruens aus der Reichsschrifttumskammer; Publikation des Romans „Am Himmel wie auf Erden" 1940 mit einer Sondergenehmigung.

Vorfahren nachweisen, war aber zunächst, da arisch verheiratet, noch geschützt.[7] Zum anderen wurde ihr Mann 1936 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und erhielt Publikationsverbot, das erst später durch eine *jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung* durchbrochen wurde. Ein Jahr vorher hatte allerdings sein erfolgreichster Roman, *Der Großtyrann und das Gericht*, noch erscheinen können, den der Völkische Beobachter aufgrund ungenauer Lektüre zunächst als *großen Führerroman* feierte, während er dann sehr rasch als kritische Warnung vor Machtmissbrauch und tyrannischer Gewalt verstanden wurde.

1935 war das Ehepaar Bergengruen überdies zur katholischen Kirche konvertiert, was im zunehmend nationalsozialistischen Berlin zusätzliche Schwierigkeiten mit sich brachte. So erwarb Werner Bergengruen Anfang 1936 ein Haus in Solln bei München, wo er insbesondere Kontakte zu Carl Muth (1867–1944), dem Gründer der katholischen Kulturzeitschrift *Hochland*, sowie zu dem Philosophen Theodor Haecker (1879–1945) aufnahm, der seinerseits wieder für die Entwicklung der Geschwister Scholl und ihres Widerstandskreises eine wichtige Rolle spielte.

Charlotte Bergengruen wird in diesen Jahren durch die antisemitischen Maßnahmen des Regimes immer mehr eingeschränkt; unter ihren Verwandten häufen sich die *Deportationen, Fluchtversuche und Selbstmorde.*[8] Im September 1942 wird das Haus in Solln bei einem Bombenangriff zerstört – Grund für die Familie, im Jagdhaus von Wiener Freunden am Achensee in Tirol Unterschlupf zu suchen. Überraschenderweise bleiben Charlotte Bergengruen, ihr Mann und die Kinder (bei ständig